

Was fang ich an?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 26

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nach und nach erwachte in dem Hochbegabten die Liebe zur Poesie. In Basel, wohin er sich später begab, wohnte er meistens nur literarischen Vorlesungen bei. Die schönsten und tiefsten Anregungen erhielt er hier von Wilhelm Wadernagel und Jakob Burckhardt. Wohl auf jene Zeit mögen die Verse hinweisen:

„Ich hat ein leicht auflodernd Herz;
Ein hübsches Weib gefiel mir wohl...“

Denn in Basel faßte er Liebe zu einer Frau namens Emma Brenner. Mit Macht erwachte da die Poesie in ihm, Lied um Lied entstand und das Leben erschien dem wildgenialen Dichter plötzlich voll Licht und Frühling. Doch das Feuerlein der Liebe erlosch gar bald. Leuthold verließ Basel und begab sich nach Zürich. Im Verkehr mit deutschen Flüchtlingen schrieb er hier politische Lieder. Sein Studium vernachlässigte er immer mehr. Uebermals entflammt in ihm die Liebe — — — und wiederum ist es eine verheiratete Frau, zu der er sich hingezogen fühlt. Karoline Marie heißt sie und lebte vorher in unglücklicher Ehe mit einem Engländer. Eine unbändige Italiensehnsucht erwacht nun in Leuthold. Namentlich bewundert und verehrt er jetzt Platen. Nachdem Karoline ein Töchterlein zur Welt gebracht hatte, zog Leuthold mit Karoline dem Süden entgegen. Hier unten, näher dem Himmel und näher der Sonne, verlebte der Dichter eine ungetrübte, sorglose Zeit. „Wir zählen weder Tag noch Stunde, das ist ein süß Begrabensein“, schrieb er einst in der Einsamkeit des sonnigen Südens. Ein mächtiger Arbeitseifer befeelte ihn und machte ihn glücklich. In dieser Zeit entstanden denn auch seine wundervollen genuesischen und venezianischen Sonette und die prächtigen Rivieraledier. Daneben widmete er viel Zeit dem Studium der italienischen Literatur oder füllte seine Tage mit Uebersetzungen aus. 1855 kehrte er wieder in die Heimat zurück. Das Wertvollste, was er aus dem Süden brachte, waren seine Gedichte. Wenn auch darin da und dort die Kraft, die Tiefe und das Neue fehlen, so ist ihnen doch ein selten schöner Wohlklang eigen. Geradezu bezaubernd wirkt die Rhythmenfülle. Sie erinnert uns etwa an Herwegh und Hölderlin. Reich sind seine Gedichte ebenfalls an Formenscönheit. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien begab sich Leuthold nach München und trat dort in den Dichterkreis „Arofodil“ ein. Hier verkehrte er mit Geibel, Dahn und Henze. Trotzdem dieser Dichterkreis anregend auf ihn einwirkte, warf er dennoch Schatten auf seine Seele. Manche Schriftsteller traf er hier an, deren Ruhm von Tag zu Tag wuchs — — — er aber blieb verkannt und ungenannt. Dazu befahl ihn noch ein Lungenleiden. Bitter empfand er oft den Kampf um sein täglich Brot. Mehr denn je war er der Verzweiflung nahe. Mit kleinern Zeitungsarbeiten und Kritiken schlug er sich mühsam durchs Leben. Die Poesie schien ihn verlassen zu wollen. Innere Kämpfe verdunkelten mehr und mehr sein Dasein. Gemeinsam mit Geibel gab er 1862 die „Fünf Bücher französischer Lyrik in deutscher Nachdichtung“ heraus. Als die „Süddeutsche Zeitung“ von München nach Frankfurt verlegt wurde, folgte auch Leuthold dahin. Die Nachricht, sein Halbbruder Gottfried, den er über alles liebte, sei gestorben, versetzte den Dichter in tiefe Trauer. Er kehrte heim in sein Vaterland, zog aber bald darauf mit Karoline und seiner Mutter nach München zurück. Immer mehr schwand sein Arbeitsgeist. Tagelang war er untätig. Kurze Zeit war er Chefredaktor der „Schwäbischen Zeitung“. Doch die Stelle behagte ihm nicht. Die ersten Anzeichen geistiger Amnachtung stellten sich ein. Oftmals traf man ihn jetzt betrunken an. Nicht selten deklamierte er in den Schenken seine Gedichte. Sogar mit Selbstmordgedanken trug er sich herum. Ein unstetes Leben peitschte ihn hin und her. Er führte ein wildes Mannesleben und näherte sich immer mehr der geistigen und seelischen Zerrüttung. Mitten in diesem Taumel packt ihn eine neue Liebe. Diesmal ist es eine Enkelin Wilhelm von Humboldts. Und siehe: Neu und stark erwacht die Poesie in ihm! Klassische Studien beschäftigen ihn, das

Epos „Penthesilea“ entsteht, er übersetzt antike Lyrik ins Deutsche, schreibt „Die Schlacht bei Sempach“ in Versen und die Hannibalarhapsodien. Dann aber machten sich die körperlichen und seelischen Leiden wiederum in vermehrtem Maße bemerkbar. Immer finsterner wurde es um ihn her. Sogar Wutanfälle stellten sich ein. Im August des Jahres 1877 mußte Heinrich Leuthold in die Irrenanstalt Burg-hölzli bei Zürich verbracht werden. Zwei Jahre später, am 1. Juli 1879, erlöste der Tod den Dichter von all seinen Leiden. Auf der Rehalp bei Zürich wurde er beigesetzt. Ein kleiner Trupp von Freunden schritt hinter dem Sarg einher. Unter ihnen befanden sich auch Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Jakob Bächtold. Bächtold, der gemeinsam mit Keller die Gedichte Leutholds herausgegeben hat, schrieb später: „Das Antlitz des Toten hatte monumentale Züge; wie ein gefallener Held lag der Mann da... Das unbändige Herz hatte ausgeschlagen.“ — 1914 hat Bohnenblust die Werke Leutholds in drei Bänden veröffentlicht. Wer heute seine Dichtungen liest, der muß den Vorwurf, Leutholds Verse seien ein seelenloses Wortklingenspiel, zurückweisen. Denn immer und immer wieder treffen wir bei ihm Gedichte, denen neben der Form und dem Wohlklang auch Tiefe und Lebensweisheit eigen sind. Man denke nur an den „Waldsee“, die „Heimkehr“, „Blätterfall“, „Nacht“, „Das Mädchen von Reffo“ und andere mehr. Meisterhaft beherrschte Leuthold die Form des Sonetts. Geradezu vorbildlich sind seine Gafelen. Er war eben mehr Lyriker als Epiker. In „Selbstkritik“ schrieb Leuthold:

„Ein weites Feld lag meinem Streben offen:
Ich rang nach Schönheit, Anmut, Formenreinheit,
Groß war mein Mut, zu groß vielleicht mein Hoffen,
Zwar ich erhob mich über die Gemeinheit;
Doch fehlt mir, der ich reich an Plan und Stoffen,
Die wahre Kunstvollendung, Maß und Einheit.“

Und heute, fünfzig Jahre nach seinem Tode, denken wir mit einer leisen Trauer im Herzen an ihn zurück und erinnern uns seiner Worte: „Siehst du sturmentmastet einst ein Schiff auf hohem Meere, dann mit einem leisen Grauen wirst du meiner noch gedenken.“

H. H.

Das Abendkonzert.

Fabel von Roland Bürki.

Es war Abend. Der Dirigent der Frösche saß auf einem Seerosenblatt. Rings um ihn harrten hundert breite Froschmäuler auf den Anfang des Konzertes. Doch der Dirigent schien heute sehr beschäftigt. Endlich erhob er sich: „Meine Damen und Herren“, rief er ärgerlich, „ich habe die Nachtigall und die Lerche eingeladen, in unserem Vereine mitzusingen. Beide hatten die Gemeinheit, abzulehnen. Und als ich sie nach dem Grunde fragte, waren sie frech genug, zu sagen, bei uns werde zu viel geklatscht und zu wenig wirkliche Kunst gepflegt. Ich aber sage euch!“ schrie er in hellem Zorn, „wer nicht an der großen Aufgabe unserer Gemeinschaft arbeiten will, ist schlecht und nichts wert, ja ganz gewiß, quak, quak, quak!“ Und alle Frösche nickten eifrig und schrien eine Stunde lang aus vollem Halse durcheinander: „Quak, quak, quak!“

Dann war das Abendkonzert beendet, und die Frösche gingen zur Ruhe.

Was fang ich an?

Ah, den ich hätte gern,
Der ist von mir so fern;
Und den ich gar nicht mag,
Den seh ich alle Tag.

Ein'n Schönen krieg ich nicht,
Ein'n Wüsten will ich nicht,
Und ledig bleib ich nicht,
Was fang ich an?

Volksmund.